Rezensionen

Ralf Knöbl. *Dialekt – Standard – Variation. Formen und Funktionen von Sprachvariation in einer mittelschwäbischen Schulklasse.* Heidelberg: Winter 2012 (Oralingua 1). 297 Seiten.

In seiner im Rahmen eines Dissertationsprojektes durchgeführten Studie analysiert Ralf Knöbl den Sprachgebrauch von Schülern und Lehrern eines Gymnasiums in Ulm. Die Daten setzen sich aus Unterrichts-Interaktionen, Pausengesprächen sowie später durchgeführten Interviews und Aufnahmen von privaten Interaktionen zusammen, wobei der größte Teil des Materials im Jahr 2003 erhoben wurde. Hauptziele der Untersuchung sind die Beschreibung vorkommender Variationsphänomene sowie Schlussfolgerungen über deren kommunikative Funktionalität, wobei Knöbl den Anspruch verfolgt, „die verschiedenen Methoden des quantitativen und qualitativen Paradigmas der Soziolinguistik zu verbinden“ (S. 2). Entsprechend leistet Knöbl quantitative Analysen zur Variantendistribution ausgewählter Variablen auf der phonologischen und morphophonologischen Beschreibungsebene (Kapitel 5.2) und qualitative Sequenzanalysen zur interaktiven Relevanz von Standard-Dialekt-Alternationen (Kapitel 5.3).

Die Arbeit beginnt mit einer terminologischen Fundierung (Kapitel 1): Die Begriffe Norm, Standard und Dialekt sowie Prestige, Einstellung und Identität werden mit klarem Bezug zu den Zielen der Studie dargestellt, wobei insbesondere der zugrunde gelegte Standardbegriff Aufmerksamkeit verdient. Für Knöbl folgt aus der „konzeptionelle[n] Trennung zwischen geschriebenen und gesprochenen Ausprägungen und Normen des Standards“ (S. 11) die Notwendigkeit zur begrifflichen Unterscheidung von geschriebenem und gesprochenem Standard. Überlegungen zur wechselseitigen Beeinflussung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit im „Spätneuhochdeutschen“ (S. 19, Knöbl zitiert hier Schmidt [2002]) führen letztlich zu der Auffassung, dass „Standard“ nicht ein (homogener und fixer) Pol des Standard-Dialekt-Kontinuums sei, sondern ein Bereich dieses Kontinuums (S. 20). Konsequenter verzichtet Knöbl dann auch auf den Terminus *Nonstandard* und verwendet *Dialekt* als Gegenbegriff zum Standard. Dialekt wird in Analogie zum Standard nicht als ein fixes System verstanden, sondern als „je nach Sprechergruppe und Situation verschiedene Systeme, die als Dialekt gebraucht und wahrgenommen werden“ (S. 24).

Kapitel 2 stellt „Ansätze und Konzepte zur Variationsforschung“ dar. Zunächst werden Modelle sprachlicher Varianz kritisch beleuchtet, wobei sich insbesondere die Vorstellung klar abgrenzbarer Varietäten als unhaltbar erweist (S. 39–40). Anschließend werden ausführlich korrelative Ansätze (quan-

titatives Paradigma) und handlungstheoretische Ansätze (qualitatives Paradigma) gegenüber gestellt. Am Korrelationsansatz kritisiert Knöbl die „Statizität und Homogenität“ der zugrundeliegenden Auffassung von sozio-situativem Kontext (S. 52) und plädiert zu Recht für die Berücksichtigung der kommunikativen Relevanz von sprachlichen Auswahlhandlungen (siehe auch S. 73; vgl. hierzu u. a. Henn-Memmesheimer 1997). Das interpretative Paradigma, insbesondere die Arbeiten von Werner Kallmeyer und Inken Keim, stellt den theoretischen Hintergrund von Knöbls Studie dar. Knöbl sieht weiteren Bedarf hinsichtlich der Erforschung der „Funktionalität von Standard-Dialekt-Variation, insbesondere in institutioneller Kommunikation“ (S. 72), wozu seine Arbeit zweifellos einen sehr wertvollen Beitrag liefert.

Kapitel 3 ist der dialektologischen Abgrenzung und Charakterisierung des Schwäbischen gewidmet. Die Darstellung beschränkt sich wie die gesamte Studie auf die lautliche Ebene. Dabei stellt Knöbl fest, „dass das Konzept des Basisdialekts als ein fixes homogenes System immer schon mehr der Heuristik gedient als der Realität entsprochen hat“ (S. 78). Aus diesem Grund sowie aufgrund der verfügbaren Dokumentation des Schwäbischen definiert Knöbl für seine Studie *Basisdialekt* als die Ausprägung des Schwäbischen von „Anfang bis Mitte des 20sten Jahrhunderts“ (S. 78). Diese Definition der Bezugsgröße als ohnehin nicht (mehr) existenten Idealtyp hat einerseits den methodischen Vorteil, die Daten nicht mit zu weitreichenden Vorannahmen zu betrachten. Andererseits besteht hier letztlich die Gefahr, die Daten nicht mehr nach Begriffen wie Standard und Dialekt systematisch ordnen zu können, sondern nur noch auf Fallbeispiele zurückzugreifen.

Die Datenbasis der Studie wird in Kapitel 4 erläutert. Hier ist vor allem wichtig, dass das Gesamtkorpus aus Aufnahmen von Gemeinderatssitzungen, Freizeitaktivitäten der Jugendlichen, öffentlichen Verkaufs- und Messeinteraktionen, Festreden sowie auch Unterrichtsinteraktionen in Grund- und Realschulklassen besteht (S. 95). Die vorgelegte Studie bezieht sich aber lediglich auf Unterrichtsinteraktionen an einem Gymnasium – ergänzt um Lehrer-Interviews und weitere Aufnahmen mit einer ausgewählten Schülerin –, was für einige der Beobachtungen relevant sein dürfte (s. u.).

Die Transkripte kombinieren in sinnvoller Weise gesprächsanalytische Darstellungsweise mit phonetischen Informationen dort, wo Variationsphänomene relevant sind, was ebenfalls in Kapitel 4 begründet wird. Angesichts des grammatischen Anspruchs der Arbeit, zur Integration von quantitativem und qualitativem Paradigma beizutragen (S. 2), hätte es sich lohnen können, auch auf die angewendeten Methoden in diesem Kapitel eigens einzugehen. Stattdessen wird das methodische Vorgehen in Kapitel 5.1 knapp erläutert. Im Wesentlichen werden auf Basis quantitativer Analysen des Variationsspektrums der

Schüler und Lehrer Hypothesen über die „Repertoirestrukturen der Sprecher und damit zusammenhängende Variationsmuster“ (S. 103) generiert, die anschließend mit konversationsanalytischen Methoden an relevanten Interaktionssequenzen geprüft werden. Weitere Hinweise zum Vorgehen finden sich an verschiedenen Stellen des Buches, so wird etwa auf S. 92–93 die Auswahl von Flexionsformen von *haben* als Variable begründet, auf S. 106 der Verzicht auf Signifikanztests, auf S. 107–109 die Auswahl der übrigen Variablen außer *haben*.

Zur Auswahl der Variablen ist zu sagen, dass diese dem Forschungsinteresse entsprechend sinnvoll getroffen wurde. Mit der Palatalisierung von /s/ vor Dentalplosiven und der *n*-Apokope im Nebensilbenauslaut (vgl. die Übersicht S. 110) sind zwei saliente Merkmale des Schwäbischen berücksichtigt, die auch Nicht-Dialektologen als charakteristisch wahrnehmen (vgl. Hundt 1996: 240).

In Kapitel 5.2 werden ausführlich die Ergebnisse der quantitativen Analyse des Variantenrepertoires der aufgezeichneten Schüler und Lehrer präsentiert. Interessant ist vor allem die unerwartet starke Orientierung der Schüler an standardnahen Formen sowohl im Unterricht als auch in Pausensituationen (S. 118–119, 123, 154). Die drei aufgezeichneten Lehrpersonen unterscheiden sich auffällig in ihrem Variantengebrauch. Die Französischlehrerin ist keine Deutsch-Muttersprachlerin und tendiert zum „Gebrauch sprechsprachlicher Standardformen“ (S. 119), der Physiklehrer vermeidet offenbar im Unterricht Dialekt zu sprechen. Im Gegensatz dazu zeigt die Lateinlehrerin ein sehr breites Variationspektrum und setzt häufig dialektale Formen ein. Für die Gruppe der Schüler ist für ausgewählte Variablen ein interindividueller Vergleich angeschlossen, aus dem hervorgeht, dass „die variationsindikativen Distributionswerte der drei Variablen bei der Gruppenanalyse nicht durch interindividuell variierenden Gebrauch zustande kommen, sondern durch Variation beim Gebrauch der Variablen durch die einzelnen Schüler“ (S. 161). Schließlich zeigt eine Kookkurrenzanalyse, dass lediglich die Lateinlehrerin regelmäßiges Switching zwischen zwei Codes zeigt, während es sich beim Sprachgebrauch der Schüler eher um einen hybriden Code handelt (S. 180). Demnach – so die im qualitativen Teil der Studie noch bestätigte Hypothese – nutzen „die Schüler ihr Formenrepertoire nicht zum Aufbau lokaler Kontraste [...] und [verzichten weitgehend] auf die Möglichkeit der Kontextualisierung durch Standard-Dialekt-Variation“ (S. 188).

Im qualitativen Teil (Kapitel 5.3) wird an detaillierten Sequenzanalysen in insgesamt 14 Fallbeispielen nachgewiesen, dass und wozu sprachliche Variation von Schülern und Lehrern in ihren Interaktionen funktional eingesetzt wird. So wird von der Lateinlehrerin Code-Switching zur Kontextualisierung

von Ermahnungen (S. 203) oder besonders wichtigen Erklärungen (S. 218) genutzt, die Schüler verwenden stark dialektale Formen hingegen eher mit sozialsymbolischer Funktion (Abgrenzung) bzw. aus „Lust am Ästhetisieren und Stilisieren“ (S. 249). Interessanterweise kommt es für manche kommunikative Ziele gar nicht auf die Wahl eines bestimmten Codes an, sondern auf das Code-Switching an sich (S. 203–204). Ohne sich auf Empfehlungen einzulassen, weist Knöbl auf mögliche Vorteile methodischer Code-Switching-Verfahren für den Unterrichtserfolg hin (S. 231–232).

Aus der Anlage der Studie und den verfolgten Fragestellungen ergeben sich allerdings auch Beschränkungen hinsichtlich der Verallgemeinerbarkeit der Befunde und der Übertragbarkeit der Methoden. Die Einordnung von (morpho-)phonologischen Varianten auf einem Standard-Dialekt-Kontinuum ist nicht eindeutig möglich (S. 90). Es kommt zu einer Unschärferelation: Je detaillierter die empirische Beschreibung des Standard-Dialekt-Kontinuums wird, desto unklarer werden die Begriffe Standard und Dialekt. Wenig hilfreich ist die Unterscheidung zwischen „sprechsprachlichen Standardformen“ und „standardsprachlichen Explizitformen“ (vgl. S. 187): Wenn sich die Explizitformen an der Bühnenaussprache oder an der Schreibung orientieren, dann sollten sie nicht im Begriff eines Sprechstandards enthalten sein; oder anders herum: Wenn „sprechsprachlich“ etwas anderes ist als „standardsprachlich“, dann sollte bei Ersterem auch nicht von „Standardformen“ die Rede sein. Eine klare Differenzierung zwischen geschriebener und gesprochener Sprache (S. 11) ist hier ebenso notwendig wie die Feststellung, dass schriftorientierte Explizitlautung gerade nicht als Standard im Sinne von Gebrauchsnormen (vgl. Durrell 2006: 114) gelten kann. Die Klassifizierung von Formen als zum Sprechstandard gehörig kann auch nicht einfach aufgrund ihrer Unauffälligkeit und Frequenz wie im Falle von *net* (S. 125) erfolgen – jedenfalls nicht, solange der Gebrauch regional begrenzt ist. Man kann so die Repertoires und die funktionale Variantenauswahl innerhalb konkreter Sprechergruppen beschreiben, jedoch nicht den Dialekt oder den Standard als Normen größerer Reichweite. Zieht man schließlich weitere Beschreibungsebenen ein (Lexik, Syntax), stößt die Möglichkeit, mit Kontinua zu arbeiten, ohnehin an eine Grenze.

Differenzierungen hinsichtlich unterschiedlicher sozialer Gruppen wären zur Einordnung der Ergebnisse von großem Interesse. Die Ulmer Gymnasiasten distanzieren sich durch ihren sozialsymbolischen Dialektgebrauch von der ländlichen Lebenswelt, aus der sie stammen (S. 251–252). Der Vergleich mit der Realschule in der Kleinstadt Erbach wäre hier wahrscheinlich sehr aufschlussreich. Unterschiedliche Domänen haben sich in der vorliegenden Studie nicht als Einflussfaktor auf die Sprachwahl bestätigt (S. 168–169), was sich ebenfalls für eine Überprüfung in anderen Gruppen anböte. Generell geraten durch die

Fokussierung auf Dialekt (areale Variation) in Unterrichtsgesprächen andere, d. h. vor allem soziale Variationsphänomene und Einflussfaktoren aus dem Blick. Alters- und Geschlechtsunterschiede sowie lebensstilistische Orientierungen dürften nicht nur bei den Schülern eine Rolle spielen, was z. B. auch die Unterschiede zwischen der aufgezeichneten Lateinlehrerin und dem Physiklehrer vermuten lassen.

Insgesamt zeigt sich, dass durch Konversationsanalysen die Orientierung an impliziten Normen nachgewiesen werden kann und aufgrund entsprechender Rahmungen und Reaktionen eine Unterscheidung zwischen unauffälligen und markierten Formen in einer Interaktionssituation grundsätzlich möglich ist. Knöbels Arbeit kann in dieser Hinsicht wegweisend sein für andere Arbeiten, die sich der Rekonstruktion sprachlicher Normen widmen.

Literatur

- Durrell, Martin. 2006. Deutsche Standardsprache und Registervielfalt im DaF-Unterricht. In Eva Neuland (ed.), *Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht*, 111–122. Frankfurt: Peter Lang.
- Henn-Memmesheimer, Beate. 1997. Verwendung von Elementen des Standard-Nonstandard-Kontinuums als Ergebnis funktionaler Handlungswahl. In Klaus Mattheier (ed.), *Norm und Variation*, 53–68. Frankfurt: Peter Lang.
- Hundt, Markus. 1996. Zum Prestige gesprochener Alltagssprache: Sächsisch und Schwäbisch. *Deutsche Sprache* 24. 224–249.
- Schmidt, Hartmut. 2002. Frühneuhochdeutsche Zustände im Spätneuhochdeutschen? In Vilmos Ágel et al. (eds.), *Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag*, 321–342. Tübingen: Niemeyer.

Georg Albert, Landau, E-Mail: albert@uni-landau.de

Katrin Schmitz. *Passivierung und Unakkusativität in den romanischen Sprachen Spanisch, Italienisch und Französisch. Eine Untersuchung aus synchroner und diachroner Perspektive.* Tübingen: Narr 2012. 331 Seiten.

Die vorliegende aus einer Habilitationsschrift hervorgegangene lesenswerte Monographie von Katrin Schmitz befasst sich mit den in der Forschungsliteratur in verschiedenen theoretischen Ansätzen oft diskutierten Phänomenen des grammatischen Passiv(ausdruck)s und der (lexikalischen) Unakkusativität im Hinblick auf das Spanische, Italienische und Französische. Die Autorin betrachtet Passivierung und Unakkusativität als einen interagierenden Phänomenkomplex und untersucht diesen aus einer vergleichend angelegten sowohl synchro-

nen als auch diachronen Perspektive, wobei die Analyse theoriebezogen (vor allem im Rahmen der Theorie des Generativen Lexikons) und datenbasiert erfolgt.

Dem Vorwort der Autorin schließt sich ein umfangreicher Einleitungsteil an (S. 9–43), in dem zunächst ausführlich auf die Zielsetzung der Arbeit eingegangen wird: Neben der Untersuchung des generellen Zusammenspiels von Lexikon und Syntax interessiert insbesondere das synchrone und diachrone Verhältnis zwischen (lexikalischer) Unakkusativität und (syntaktischem) Passiv in den untersuchten Sprachen. In dem Zusammenhang wird der Frage nachgegangen, ob der von Abraham (2006a, b) für die Entwicklung des Passivs in den germanischen Sprachen dargestellte Grammatikalisierungswandel eine Parallele in den romanischen Sprachen findet. Das für die Analyse zugrunde gelegte Modell des Generativen Lexikons von Pustejovsky (1995), ausführlich vorgestellt im zweiten Teil der Einleitung (S. 14–23), bietet sich ob seiner Möglichkeit für unterspezifizierte Lexikoneinträge für die Darstellung der im Bereich der Passivierung/Unakkusativität relevanten Polysemie an (vgl. S. 74). Im zweiten Teil der Einleitung werden die Sprachwandelmodelle der Grammatikalisierung (S. 24–31) und der generativen Grammatiktheorie ausführlich vorgestellt. Aus den dargestellten Theorien zieht Schmitz die für ihre Arbeit wichtige Annahme, dass syntaktischer Wandel grundsätzlich als ein gradueller und reaktiver, sekundärer Wandel anzusehen ist (vgl. *Inertial Theory* von Longobardi 2001). Die Einleitung schließt mit einer Kurzdarstellung der geschriebenen und gesprochenen Datenbasis (S. 41 ff.), die ausführlicher in Kapitel 3 und 5 vorgestellt wird. Das untersuchte Korpus besteht zum einen aus spontansprachlichen Interviews von in Deutschland lebenden Muttersprachlern der drei untersuchten Sprachen, zum anderen aus drei historiographischen Prosawerken pro Sprache, die jeweils einer verschiedenen Zeitepoche zuzuordnen sind.

Im zweiten Kapitel, das die Unakkusativität zum Gegenstand hat, gibt Schmitz nach einer Definition einen ausführlichen und kritischen Überblick über den Forschungsstand (S. 44–77), wobei sie sowohl „prä-minimalistische“ Forschungsarbeiten (S. 44–54) berücksichtigt als auch solche, die im Rahmen des generativen Minimalismus situiert sind (S. 54–68), bevor sie schließlich (S. 68–77) auf die Darstellung unakkusativer Verben im Generativen-Lexikon-Modell eingeht.

Das dritte Kapitel (S. 78–152) befasst sich zunächst aus verschiedenen theoretischen Perspektiven mit Formen und Funktionen von Passivausdrücken (S. 78–105). Die Darstellung der Strukturen und Verwendungen des Passivs in den untersuchten Sprachen erfolgt unter Rückgriff auf deskriptive Grammatiken (S. 105–136) und die Forschungsliteratur (S. 137–152). Bei der Darstellung des Forschungsstandes werden sowohl ausgewählte typologische und funktio-

nalistische Arbeiten vorgestellt und diskutiert (es fehlt leider Melis 1990) als auch syntaktisch ausgerichtete formalistische, insbesondere generative Studien berücksichtigt. Besonders ausführlich wird auf die Studie von Castaño (1999) eingegangen; der dort im Rahmen des Generativen-Lexikon-Modells entwickelte Ansatz wird von Schmitz in Kapitel 6 aufgegriffen und um eine diachrone Komponente erweitert.

Im Zuge der Darstellung der funktionalen Domäne „Passiv“ in deskriptiven Grammatiken der untersuchten romanischen Sprachen werden die jeweils unterschiedlichen Passiv-Konstruktionsmöglichkeiten und deren Restriktionen bzgl. Verwendung, Auxiliärwahl etc. herausgearbeitet (festgehalten in einem tabellarischen Überblick [S. 136]). Die Analyse der lexemspezifischen (S. 106–110) und modal-temporal-aspektuellen (S. 110–119) Restriktionen der periphrastischen Passivkonstruktionen zeigt, dass im Großen und Ganzen viele Parallelen in den Sprachen vorliegen, dass das Spanische aber die meisten (verb-)spezifischen Beschränkungen aufweist. Das spanische *se*-Passiv dagegen (untersucht in 3.2.2, S. 120–128) erweist sich als weniger restringiert als die entsprechenden italienischen und französischen Konstruktionen und auch als das spanische periphrastische Passiv. Dass das *se*-Passiv im Spanischen eine größere Rolle spielt als in den untersuchten Schwesternsprachen, geht auch aus der in 3.3.1 und 3.3.2 dargestellten Forschungsliteratur hervor.

Schmitz geht in 3.2.3 und 3.2.4 auf weitere passiväquivalente Konstruktionen ein, allerdings bleibt in Schmitz' Darstellung der Bereich der Wortbildung unerwähnt, so dass Strukturen wie frz. *mangeable* ‚essbar‘, *la destruction de la ville* ‚die Zerstörung der Stadt‘ keine Erwähnung finden (vgl. z. B. Polzin 1998: 157–162).

In Kapitel 3 wird schließlich auch das Ergebnis einer eigenen Korpusanalyse zur Form und Verwendung von Passivkonstruktionen in spontansprachlichen Äußerungen vorgestellt (S. 142–152). In Schmitz' spontansprachlichem Korpus zum Spanischen, Französischen und Italienischen wurden je 500–600 passivierbare Kontexte dahingehend untersucht, ob Passivierungen auftreten, welche Konstruktionen und welche Auxiliare jeweils gewählt werden sowie welche Passivtypen nach Sansò (2003, 2006) vorliegen.

Kapitel 4 stellt den lateinischen und frühromanischen Wandel der hier interessierenden Konstruktionen mit Rückgriff auf relevante Forschungsliteratur dar (S. 153–174). Es wird hierbei in 4.1 auf die Entwicklung der Diathesen im Lateinischen (S. 151–157), in 4.2 auf das Schicksal des lat. Mediums und der lat. Deponentien (S. 157–165), in 4.3 auf den Wandel des Passivs im Spanischen (S. 165–169) und schließlich in 4.4 auf die Entwicklung der spanischen Passiv-auxiliare (S. 169–174) eingegangen. Leider werden die Wandelprozesse im Italienischen und Französischen in dieser frühen Phase des Romanischen (10.–

15. Jhd.) nicht dargestellt. Die von Schmitz herangezogene Studie von Laroquette (1939) zeigt, dass die Unakkusativa nicht aus dem Passiv, sondern aus dem Medium resultieren (S. 164). Terminologisch wäre es daher angebracht, die unakkusativen Verben nicht als „lexikalische Passiva“, sondern als „lexikalische Medium-Verben“ zu bezeichnen. Für die Entwicklung des Passivs scheinen aspektuelle Eigenschaften eine entscheidende Rolle zu spielen, allerdings nicht unbedingt entsprechend Abrahams (2006a, b) Vorhersagen (vgl. S. 174). Kritisch zu erwähnen ist, dass das in der Literatur sehr variabel und unterschiedlich verwendete Konzept des Mediums in diesem Kapitel nicht klar definiert und nicht differenziert genug dargestellt wird.

Kapitel 5 ist das empirische Kernstück der Monographie und stellt die Ergebnisse der diachronen Korpusanalyse vor (S. 175–260). Es sollen dabei zwei (gegenläufige) Hypothesen überprüft werden: 1. Kann man bei den Verben eine Grammatikalisierung von aspektuellen und ereignissemantischen Eigenschaften feststellen (Abraham 2006a, b)? 2. Sind unakkusative Verben als fossilisierte Passive anzusehen, d. h. liegt ein Lexikalisierungsprozess vor? Es wird in diesem Zusammenhang nicht genügend herausgestellt, inwiefern die beiden Hypothesen zusammenhängen und ob die Falsifizierung der einen Hypothese zwangsläufig zur Verifizierung der anderen Hypothese führt (vgl. Lehmann 2002; Himmelmann 2004). In 5.1 werden die in Bezug auf das Korpus vorgenommenen Analyseschritte quantitativer und qualitativer Art vorgestellt (S. 175–177): Die quantitative Analyse betrifft die Feststellung von Anzahl und Art (nicht-)periphrastischer Passivkonstruktionen, (Semi-)Auxiliare, unakkusativer Verben und die Auswertung in Bezug auf finiten und nicht-finiten Kontext. In der qualitativen Analyse werden die gefundenen Verben und Konstruktionen hinsichtlich ihrer ereignissemantischen Merkmale, Valenzen und Polysemien untersucht. Es schließen sich in 5.2 die Vorstellung des historiographischen Korpus sowie eine Kurzdarstellung der wichtigsten in die untersuchten Zeiträume fallenden morphosyntaktischen Wandelprozesse an (S. 177–180). In 5.3 erfolgt die quantitative und qualitative Analyse der Passivkonstruktionen und unakkusativen Verben im historiographischen spanischen Korpus (S. 180–222). Da die Frequenzuntersuchung des Korpusmaterials keinen Wandel in Bezug auf den *type* unakkusativer Verben gezeigt hat, führt Schmitz eine ergänzende Analyse ausgewählter unakkusativer Verben in einsprachigen Wörterbüchern verschiedener Zeitepochen durch (S. 198–222), um etwaigen Bedeutungswandel bzw. Transitivitätswandel herausfinden zu können. Als Ergebnis der beiden Analysen stellt Schmitz fest, dass „[e]in genereller Trend zur Intransitivierung als Wandelprozess [...] nicht erkennbar [ist], was die Annahme, dass unakkusative Verben lexikalisierte Passive sind, aus dieser qualitativen Perspektive in Frage stellt“ (S. 222). Vorbereitend für die Analyse in Kapitel 6 werden bereits

in Kapitel 5 generalisierend die (ereignis-)semantischen Merkmale, die für die Einträge im Generativen Lexikon relevant sind, extrahiert. Es wird allerdings nicht expliziert, ob das Lexikon synchron, diachron oder panchron konzipiert ist und wie die Extraktion vonstatten geht. Die Darstellung der relevanten semantischen und ereignissemantischen Merkmale der analysierten Verben in den postulierten Einträgen des Generativen Lexikons ist insgesamt sehr uneinheitlich und unübersichtlich und durch die verknäppte Darstellung z. T. schwer zu verstehen. Um die Ereignissemantik der Passivkonstruktionen mit derjenigen der unakkusativen Verben vergleichbarer zu machen, hätten zudem die für das Passiv unterschiedenen ereignissemantischen Typen (dargestellt für das Spanische in Tabelle 5.3) zu denjenigen der unakkusativen Verben deutlicher in Beziehung gesetzt werden müssen.

Weder die quantitative und qualitative Analyse der italienischen Daten in 5.4 (S. 223–237) noch die der französischen Daten in 5.5 (S. 237–251) weisen auf einen generellen Sprachwandel hin, es lässt sich lediglich (wie im Spanischen) ein Hinzutreten weiterer Passivauxiliare feststellen. Weitere Abweichungen in den Texten erklärt Schmitz durch Stilunterschiede der Autoren. Eine genauere Untersuchung ausgewählter einzelner Verben auf der Basis verschiedener Wörterbücher wie im Fall des Spanischen unterbleibt für das Italienische und Französische.

Die Ergebnisse der einzelsprachlichen Analysen werden in 5.6 zusammengetragen, verglichen und unterschieden nach Epochen und Entwicklungen dargestellt. Es ist ein „in den drei Sprachen zeitversetzte[r] Prozess“ festzustellen, „in dem das für die Passivierung wichtigste Auxiliar stückweise Anteile an andere (Semi-)Auxiliare abzugeben scheint“ (S. 256). Der Bestand an Passivauxiliaren hat sich im Laufe der Zeit in allen untersuchten Sprachen, vor allem aber im Spanischen und in Bezug auf Zustandspassivauxiliare verändert, die Passivkonstruktionen ebenso. Die qualitative Analyse in Bezug auf in Passivkonstruktionen und als Unakkusativa verwendete Verben ergibt, dass lediglich Bedeutungserweiterungen von bereits polysemen Verben festzustellen sind (S. 257 f.). Dieser Bedeutungswandel, der syntaktisch relevante Folgen hat, wird allerdings nicht explizit herausgearbeitet.

Im „Diskussion“ betitelten sechsten Kapitel (S. 262–267) werden die Ergebnisse der synchronen und diachronen Untersuchungen in Bezug auf das Generative-Lexikon-Modell dargestellt und interpretiert. Hierzu wird in 6.1 und 6.2 der von Remberger (2006) entwickelten minimalistischen synchronen und diachronen Auxiliaranalyse eine Analyse im Rahmen des Generativen-Lexikon-Modells gegenübergestellt, die in ökonomischer Manier mit unterspezifizierten synchronen Lexikoneinträgen (polyseme) transitive und intransitive Verben darstellen kann, wie in 6.2 an zwölf ausgewählten spanischen Verben unter-

schiedlichen ereignissemantischen Typs exemplifiziert wird. Bei einigen Verben vergleicht Schmitz verschiedene theoretisch mögliche Lexikoneinträge miteinander und diskutiert sie im Hinblick auf Ökonomie und Sprachwandelprozesshaftigkeit. Dem stärker unterspezifizierten Lexikoneintrag wird jeweils der Vorzug gegeben, da dieser Raum für diachrone Reanalysen biete (vgl. S. 287). Als ein Ergebnis der verbspezifischen Analysen ist festzuhalten, dass es innerhalb sog. Verbgruppen (z. B. Bewegungsverben) unterschiedliche Typen lexikalischer Einträge gibt. Die vermeintliche Homogenität solcher Gruppen stellt sich somit als Heterogenität heraus, weswegen es „plausibel [ist], Verbgruppen nicht als Primitiva zugrundelegen“ (S. 279). In 6.3 (S. 287–297) wird eine (Bedeutungs-)wandeltheorie auf Basis des Generativen-Lexikon-Modells skizziert, wobei auf die Rolle und die enge diachrone Verbindung von Polysemie und Reanalyse eingegangen wird. In Bezug auf den Bedeutungswandel der untersuchten Verben stellt Schmitz heraus: „Es ist denkbar, dass eine Uminterpretation (Reanalyse) zunächst auch nur auf der Ebene des verbalen Aspekts stattfindet, also im ersten Schritt nur der Zustand erkannt wird, dann erst der Prozess und in einem weiteren Schritt polysem telisch/atelische Verben in beiden Funktionen verwendbar werden, in Abhängigkeit von [sic!] jeweiligen Satz“ (S. 292). In 6.4 schließlich werden die Folgen der entwickelten Wandeltheorie für die Schnittstelle von (generativer) Lexikonkomponente und (generativer) Syntaxkomponente diskutiert (S. 297–303). Da sowohl Passiv als auch Unakkusativität jeweils als „ein semantisch gesteuertes und syntaktisches umgesetztes Phänomen zu behandeln“ (S. 298) ist, muss eine Modellierung sowohl von Seiten des Lexikons als auch von Seiten der Syntax erfolgen. Eine Modellierung à la Alexiadou & Anagnostopoulou (2004) wird von Schmitz als nicht angemessen und zu viele derzeit nicht zu lösende Probleme aufweisend zurückgewiesen. Stattdessen wird eine Lösung auf der Basis von Remberger (2006) vorgeschlagen, wobei einem „direkten Eintrag [...] von syntaktisch relevanten Merkmalen in eine zusätzliche Lexikonschicht [...] der Vorzug gegeben“ (S. 301) wird.

Die Arbeit schließt mit einer die wichtigsten Perspektiven, Aspekte und Ergebnisse der Untersuchung zusammenfassenden Schlussbetrachtung (S. 304 f.). Die umfangreichen Literaturangaben, aufgeteilt in Primärtexte (S. 306), Fachliteratur (S. 307–317) und Wörterbücher (S. 317 f.) sind ohne Fehl und Tadel. Im Anhang schließlich werden alle Verben, die in den untersuchten Passivkonstruktionen verwendet werden, in sprachspezifischen Tabellen aufgeführt.

Während die Monographie inhaltlich hervorragend und beispielhaft ist, sind auf Seiten der Form und der Darstellung leider erhebliche Mängel festzustellen, wodurch das Lesevergnügen teilweise beeinträchtigt wird: Es fehlen zum Beispiel häufig metasprachliche Markierungen (so bei Übersetzungen,

Sprachbeispielen, fremdsprachlichen Fachtermini, relevanten Strukturen in Beispielsätzen). Viele Sätze sind unvollständig oder ungrammatisch. Die Verweise auf Tabellen oder Beispiele sind z. T. nicht korrekt und es gibt zahlreiche Schreib- bzw. Druckfehler. Da nicht davon ausgegangen werden kann, dass alle Leser des Spanischen, Französischen und Italienischen mächtig sind, wäre eine Übersetzung aller Beispiele sinnvoll gewesen.

Inhaltlich stellt die vielschichtige und anspruchsvolle Arbeit von Katrin Schmitz eine wichtige Ergänzung und Bereicherung zur bestehenden Forschungsliteratur im untersuchten Bereich dar. Sie sei daher nicht nur Romanisten zur Lektüre ans Herz gelegt. Die Arbeit ist mit Sicherheit auch für allgemeine Sprachwissenschaftler oder Linguisten anderer Philologien inspirierend, die sich mit dem Themenkreis der Passivierung bzw. Unakkusativität vertieft auseinandersetzen möchten.

Literatur

- Abraham, Werner. 2006a. Introduction: Passivization and typology. Form vs. function – a confined survey into the research status quo. In Werner Abraham & Larisa Leisiö (eds.), *Passivization and typology*, 1–27. Amsterdam: Benjamins.
- Abraham, Werner. 2006b. The compositional nature of the analytical passive: Syntactic vs. event semantic triggers. “Argument hypothesis” vs. “aspect hypothesis”. In Werner Abraham & Larisa Leisiö (eds.), *Passivization and Typology*, 462–501. Amsterdam: Benjamins.
- Alexiadou, Artemis & Elena Anagnostopoulou. 2004. Voice-morphology in the causative-inchoative alternation: Evidence for a non-unified structural analysis of unaccusatives. In Artemis Alexiadou et al. (eds.), *The unaccusativity puzzle. Exploration of the syntax-lexicon-interface*, 114–136. Oxford: Oxford University Press.
- Castaño, José M. 1999. Spanish clitics and event structure. In Valia Kordoni (ed.), *Proceedings on Lexical semantics and linking in constrained-based theories*, 126–140. Genf: European Summer School Logic Language and Information (ESSLLI).
- Himmelman, Nikolaus P. 2004. Lexicalization and grammaticization: Opposite or orthogonal? In Walter Bisang et al. (eds.), *What makes grammaticalization? A look from its components and its fringes*, 21–42. Berlin: Mouton de Gruyter.
- Larochette, J. 1939. Les aspects verbaux en espagnol ancien. *Revue des Langues Romanes* VIII. 327–421.
- Lehmann, Christian 2002. New reflections on grammaticalization and lexicalization. In Ilse Wischer & Gabriele Diewald (eds.), *New reflections on grammaticalization*, 1–18. Amsterdam: Benjamins.
- Longobardi, Giuseppe. 2001. Formal syntax, diachronic minimalism, and etymology: The history of French *chez*. *Linguistic Inquiry* 32. 275–302.
- Melis, Ludo. 1990. *La voie pronominale. La systématique des tours pronominaux en français moderne*. Paris: Duculot.

- Polzin, Claudia. 1998. *Der Funktionsbereich Passiv im Französischen. Ein Beitrag aus kontrastiver Sicht*. Frankfurt: Peter Lang.
- Pustejovsky, James. 1995. *The Generative Lexikon*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Remberger, Eva. 2006. *Hilfsverben. Eine minimalistische Analyse am Beispiel des Italienischen und Sardischen*. Tübingen: Niemeyer.

Katrin Mutz, Bremen, E-Mail: katrin.mutz@uni-bremen.de

Eberhard Winkler. *Udmurtische Grammatik*. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2011 (Veröffentlichungen der Societas Uralo-Altaica 81). 181 Seiten.

Das Udmurtische ist eine permische Sprache des finno-ugrischen Zweigs der uralischen Sprachfamilie. Eberhard Winkler hat nun eine umfangreiche deskriptive Grammatik dieser Sprache vorgelegt. Das Werk setzt die Reihe der einschlägigen Forschungen zum Udmurtischen des 19. Jahrhunderts in deutscher Sprache (Wichmann & Korhonen 1987; Wiedemann 1851) fort und gehört, zusammen mit dem englischsprachigen Vorläuferwerk des Verfassers (Winkler 2001), zu den ersten umfassenden Grammatiken der modernen udmurtischen Sprache in der westlichen Sprachwissenschaft. Der Fokus der Arbeit liegt auf der Beschreibung der seit Anfang des 20. Jahrhunderts existierenden schriftlichen Standardvarietät des Udmurtischen, die eine Art Kompromissvariante zwischen den nördlichen und südlichen Dialekten darstellt.

Auf eine knappe und dennoch sehr informative Einführung in die Geschichte und geo-soziolinguistische Lage des Udmurtischen folgt der ausführliche linguistische Teil der vorliegenden Grammatik. Dieser ist in vier Kapitel aufgeteilt und umfasst die Themenbereiche Phonologie, Morphophonologie, Morphologie und Morphosyntax sowie Syntax. Die entsprechenden grammatischen Phänomene werden detailliert untersucht und mit zahlreichen Sprachbeispielen illustriert, welche sowohl in der kyrillischen Originalschrift als auch in der Latein-basierten finno-ugrischen Transkription aufgeführt werden. Dabei werden die Charakteristika der udmurtischen Sprachstruktur mit äquivalenten Eigenschaften der verwandten Sprachen verglichen und als typisch bzw. atypisch für die finno-ugrische Sprachgruppe gekennzeichnet. Parallel zu der Deskription der normierten Schriftsprache werden einige abweichende phonologische und morphologische Merkmale der in vier Gruppen eingeteilten udmurtischen Dialekte (S. 15) dargestellt. Die Arbeit schließt mit Appendices in Form einer Transliterationstabelle sowie Deklinations- und Konjugationslisten in kyrillischer Schrift. Letztere erweisen sich als nützliche Ergänzung der ohnehin schon zahlreichen Überblickstabellen über die udmurtischen Flexionsformen im Hauptteil der Grammatik.

In der Einleitung wird die soziolinguistische Situation des Udmurtischen, der regionalen Amtssprache der russischen Republik Udmurtien, kurz skizziert. Dabei wird Udmurtisch als Medium des ländlichen Lebens und der Tradition der Prestige-Sprache Russisch gegenübergestellt, welche in den übrigen Domänen des Sprachgebrauchs wie z. B. Bildung und Verwaltung dominierend ist. In diesem Zusammenhang sind die Auswirkungen des intensiven russisch-udmurtischen Sprachkontakts von besonderem Interesse, denn es ist sehr wahrscheinlich, dass Diglossie und asymmetrischer Bilinguismus zu wesentlichen lexikalischen sowie strukturellen Veränderungen der autochthonen Sprache geführt haben. Wie zu Recht von Winkler (S. 16) angemerkt, ist der Einfluss des Russischen auf die Grammatik des modernen Udmurtischen nicht ausführlich erforscht, und dennoch gibt sein Werk einen Einblick in die Sprachkontaktfolgen, die so gut wie alle grammatischen Ebenen des Udmurtischen betreffen. So wird z. B. der Übergang von einheimischen palatalen Phonemen zu palatalisierten russischen Entsprechungen erwähnt (S. 20). Der Gebrauch von russischen Mustern in einigen Bereichen der nominalen (S. 54, 57, 74, 85, 89) sowie verbalen Morphologie (S. 102, 122) wird beschrieben. Es wird auf die phonologische (S. 20) und morphologische Integration von lexikalischen russischen Entlehnungen eingegangen (S. 31, 124). Schließlich werden russische Modelle der subordinierten syntaktischen Strukturen im Udmurtischen erläutert (S. 165). Dazu beinhaltet Winklers Grammatik (S. 16, 89, 102) einige Informationen über die Einflüsse des Tatarischen, der zweitwichtigsten Kontaktsprache des Udmurtischen.

Für die Darstellung des udmurtischen Phomeninventars im Kapitel *Phonologie* verwendet Winkler (S. 18–19) neben der für die uralischen Sprachen meist benutzten finno-ugrischen Transkription sehr sinnvoll das Internationale Phonetische Alphabet, was nicht selbstverständlich ist.

Das Kapitel *Morphologie und Morphosyntax* befasst sich ausführlich mit der stark agglutinierenden Struktur des Udmurtischen, die in der Regel klare Grenzen zwischen den überwiegend suffigierten Morphemen zum Ausdruck grammatischer Kategorien aufweist. Die nur in geringer Zahl vorhandenen Sonderfälle sowie die besonders im nominalen Bereich verbreiteten Variationen der Flexionsmorpheme werden dabei berücksichtigt und detailliert beschrieben. In einer der sonst sehr hilfreichen Überblickstabellen tritt leider ein Fehler auf, und zwar übersieht der Autor in der Darstellung interrogativbasierter Indefinitpronomina (S. 75) den im Kapitel *Morphonologie* (S. 24) erwähnten Vokalwechsel im Falle des Pronomens (*nie*)*nomiŕ* ‚nichts‘ vgl. *mar* ‚was‘. Außerdem wird irrtümlich behauptet, dass die präfigierten pronominalen Marker *no* und *koí* immer akzentuiert werden (S. 22, 75), obwohl die Betonung bei Indefinitpronomen im Udmurtischen eigentlich nicht festgelegt ist (Perevoščikov 1962: 48).

Dazu soll die von dem Pronomen (*ńe*)*nokin* ‚niemand‘ verlangte negierte Verbform in (165) (S. 77) mit ihm in Person (3SG) kongruieren und somit als *ug todj* erscheinen.

Das Kapitel *Syntax*, das nach Winkler „nicht den Anspruch erhebt, erschöpfend alle Bereiche des Satzes und seiner Teile auszuleuchten“ (S. 139), gewährt einen knappen Einblick in die wichtigsten syntaktischen Strukturen des Udmurtischen sowie deren Funktionen.

Das sprachliche Material zur Illustration grammatischer Merkmale wird durchgehend sehr präzise morphemisiert und glossiert. Es gibt dennoch einige Unstimmigkeiten zwischen den Glossierungszeilen und den deutschen Versionen der Beispielsätze, z. B. PRS vs. *ähnelten* in (11) (S. 33), *Bruder* vs. *Schwester* in (143) (S. 65), 1SG vs. *er* in (426) (S. 154), *arbeiten* vs. *leben* in (477) (S. 162). Während in den ersten drei Fällen die Glossen korrekt sind, erhält das vierte Beispiel die richtige Übersetzung. Ungenauigkeiten in der Übersetzung treten ebenfalls in den Beispielen mit der Postposition *kađ* ‚wie‘ auf. So illustriert z. B. Satz (6) und (28) (S. 31, 39) die Bildung der Kollektiva durch das Anhängen vom nominalen Pluralsuffix *-(j)os* an die o.g. Postposition. Die zutreffendere deutsche Version wäre in diesem Fall ‚Die den Dummen Ähnlichen verstanden ihn nicht‘ vgl. Winklers Interpretation ‚Wie Dumme verstanden sie ihn nicht‘ (siehe auch Napol’skich 2003: 290). Die Übersetzung in (336) ‚Wie ihr arbeitet unserer (z. B. Sohn) in der Fabrik‘ (S. 136) ist ebenfalls fehlerhaft, denn der Vergleich basiert hier nicht auf dem Arbeitsort, sondern auf anderen, nicht näher bestimmten Kriterien: ‚Unser (z. B. Sohn), solcher wie ihr, arbeitet in der Fabrik‘ (siehe auch Alatyrev 1970: 81). Weitere Übersetzungsfehler kommen in folgenden Beispielsätzen vor: (242) ‚Nicht gestern, sondern vorgestern bin ich ins Kino gegangen‘ (S. 110) sollte als ‚Gestern nicht, doch vorgestern bin ich ins Kino gegangen‘ interpretiert werden. In (267) ‚Obwohl er noch müde angekommen war, redete er ohne Ende‘ (S. 115) ist das Adverb *noch* bzw. seine Entsprechung im udmurtischen Originalsatz nicht vorhanden und ist damit nicht nötig. Das Nomen *ađami* ‚Mensch‘ in (444) (S. 157) wird von Winkler als ‚Mann‘, das Verb *vajini* ‚bringen‘ in (490) (S. 166) als ‚geben‘ übersetzt. Schließlich bezieht sich das Partizip *lidžono* in (442) (S. 157) nicht wie in Winklers Version auf ‚das Buch, das von ihm gelesen wird‘, sondern auf ‚das Buch, das von ihm gelesen werden muss‘.

Somit sind die wenigen Problemfälle der vorliegenden Grammatik fast ausschließlich im Bereich der Übersetzung zu finden. Als weiterer Nachteil könnte das Fehlen von konkreten Quellenangaben für die verwendeten sprachlichen Daten genannt werden. Sonst ist das Buch in jeder Hinsicht dem linguistischen Fachpublikum sowie den Udmurtisch-Lernern ausdrücklich zu empfehlen. Es ist hochprofessionell, basierend auf den aktuellen Studien des Udmurtischen

verfasst und ersetzt endlich die negativ konnotierte veraltete Sprachbenennung *Wotjakisch* durch die Eigenbezeichnung der Udmurten *Udmurtisch* in der deutschsprachigen linguistischen Literatur.

Literatur

- Alatyrev, V. I. (ed.). 1970. *Grammatika sovremennogo udmurtskogo jazyka. Sintaksis prostogo predloženiya*. Iževsk: Udmurtija.
- Napol'skich, Vladimir. 2003. Rezension von Eberhard Winkler, *Udmurt* (München 2001). *Linguistica Uralica* XXXIX. 288–304.
- Perevoščikov, P. N., Vaxrušev, V. M., Alatyrev, V. I., Pozdeeva, A. A., Tarakanov, I. V. (eds.). 1962. *Grammatika sovremennogo udmurtskogo jazyka. Fonetika i morfologija*. Iževsk: Udmurtskoe knižnoe izdatel'stvo.
- Wichmann, Yrjö & Korhonen, Mikko. 1987. *Wotjakischer Wortschatz* (Lexica Societatis Fennougricae 21). Helsinki: Suomalais-Ugrilainen Seura.
- Wiedemann, Ferdinand Johann. 1851. *Grammatik der wotjakischen Sprache: nebst einem kleinen wotjakisch-deutschen und deutsch-wotjakischen Wörterbuche*. Reval: Kluge & Ströhm.
- Winkler, Eberhard. 2001. *Udmurt* (Languages of the World/Materials 212). München: LINCOM EUROPA.

Inna Kaysina, Bremen, E-Mail: kaysina@uni-bremen.de